



Cellistin Sol Gabetta: «Atemberaubende Brillanz und Charisma»

Foto: Getty Images

«Stars können spielen, was sie wollen»

Gstaad-Intendant Christoph Müller über seine Zugpferde Lang Lang und Sol Gabetta und über die Schicksalsfrage für das Festival

Christian Hubschmid

Seit der Basler Christoph Müller 2002 die Leitung des Gstaad Menuhin Festivals (bis 3.9.) übernommen hat, verdoppelte sich die Publikumszahl auf über zwanzigtausend. Im Gespräch verrät der 46-Jährige, wie er Stars aufbaut und warum Gstaad ein Konzerthaus braucht.

Lang Lang ist der grösste Star im diesjährigen Programm. Was ist das Besondere an ihm?

Er ist ein fantastischer Virtuose, der die Zuschauer emotional berührt. Ein Popstar – das Publikum erwartet eine Show von ihm.

Wie erfüllen Sie diese Erwartungen? Wir gehen dafür erstmals mit einem Solo-Recital ins grosse Festivalzelt. Und wir stellen Videoscreens auf. Das machen wir sonst bei keinem Konzert.

Verkommt die Klassik so nicht zum Spektakel?

Nein, Lang Langs exzessive Körpersprache schießt zwar manchmal übers Ziel hinaus, aber sie steht immer im Dienste seines künstlerischen Ausdrucks.

Er gibt auch einen Klavier-Workshop. Wie nahe kommt man ihm da?

Der Workshop ist für ausgewählte Studenten reserviert, aber man kann zuschauen und Lang Lang als Pädagogen erleben. Ich bin sehr gespannt darauf, an anderen Festivals macht er das nicht.

Wie wichtig sind persönliche Beziehungen für solche Highlights?

Sehr wichtig. Als Veranstalter versuche ich, durch solche Rahmenanlässe eine enge Verbindung zwischen dem Anlass und dem Künstler herzustellen. Und langfristige Partnerschaften einzugehen.

Sol Gabetta, Khatia Buniatishvili und Patricia Kopatchinskaja tauchen praktisch jedes Jahr im Programm auf. Sind das Ihre Haus-Stars?

In einem gewissen Sinne schon. Ich habe

versucht, über Jahre hinweg ein Publikum für sie aufzubauen. Alle Genannten treten schon seit zwölf Jahren bei uns auf, damals waren sie noch «Jeunes Etoiles», mittlerweile können sie spielen, was sie wollen, das Publikum kommt.

Haben Sie sie zu Stars gemacht?

Es wäre anmassend, das zu behaupten. Ich habe dazu beigetragen, ihr Image zu entwickeln und ihre Bekanntheit zu erhöhen. Aber sie alle sind auch ausserhalb der Schweiz erfolgreich.

Gibt es auch Stars, die enttäuschen?

Ja, Altstars, die es verpasst haben, im richtigen Moment abzutreten, sind oft nur noch ein Schatten ihrer selbst.

Haben Sie schon solche Namen engagiert?

Diesen Fehler habe ich auch schon gemacht. Als es darum ging, das Festival wieder stärker ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu rücken, war es wichtig, grosse Namen an den Anlass zu knüpfen. Kommerziell hat es funktioniert, künstlerisch nicht.

Besonders populär ist die Cellistin Sol Gabetta. Was zeichnet sie aus?

Sie hat Persönlichkeit, atemberaubende technische Brillanz und Sicherheit, aber vor allem Charisma. Sie ist ein echter Star, der auch musikalisch etwas zu sagen hat.

Hatte sie es als Frau im Klassikbusiness leichter?

Nein, im Gegenteil. Sol Gabetta hatte es schwerer, weil sie zuerst Vorurteile aus dem Weg räumen musste. Von vielen Veranstaltern und Orchestern erfuhr sie Zurückhaltung, gerade weil ein Hype seitens der Plattenindustrie und der Medien um sie gemacht wurde. Sie hat sich jahrelang beweisen müssen, dass sie vor allem eine grossartige Musikerin ist. Erst dann öffneten sich Türen und erst, seit auch die ganz Grossen wie die Berliner Philharmoniker oder die BBC-Proms sie regelmässig einladen.

Auch Yehudi Menuhin, der Gründer des Festivals, wurde als Wunderkind

gefeiert. Würden Sie ihn heute engagieren, oder würde Ihre Skepsis gegenüber dem Hype überwiegen?

Ich hoffe, er würde als Wunderkind-Star den Weg nach Gstaad finden! Er war ein Genie, aber auch ein Freidenker. Würde er heute leben, hätte er sich wohl schon als jugendlicher emanzipiert und würde seinen eigenen Weg gehen.

Bis wann leitete er das Festival?

Bis 1996.

Seit Ihrer Übernahme haben Sie die Zuschauerzahlen verdoppelt. Wollen Sie, dass das Festival noch weiter wächst?

Ja, aber leider stossen wir an Grenzen. Inwiefern?

Das Festivalzelt ist nur ein Provisorium. Wenn Gstaad auf der Weltkarte der Festivals eine wichtige Destination bleiben soll, brauchen wir ein festes Konzertgebäude. Das ist die Schicksalsfrage für das Festival.

Es gibt ein solches Projekt: Les Arts Gstaad. Wie weit ist es gediehen?

Drei grosse Mäzene haben sich dieses Jahr geoutet, wodurch hoffentlich weitere angezogen werden. Etwas mehr als die Hälfte der Finanzierung steht.

Was kostet der Bau?

Etwa 100 Millionen. Ein Teil davon besteht aus einem von der Gemeinde finanzierten Parkhaus und einem Busbahnhof. Das Konzerthaus wird privat finanziert. Im Herbst kommt es an einer Gemeindeversammlung zur Abstimmung.

Was böte es künstlerisch für Möglichkeiten?

Es wäre eine Chance, auch Ballett und konzertante Opern auszuprobieren.

Wollen Sie Gstaad zum Salzburg der Alpen machen?

Das ist ein bisschen vollmundig formuliert. Das Festival hat Wachstumspotenzial, aber ich bin kein Träumer, wir werden vorsichtig vorgehen und organisch wachsen.



«Wir brauchen ein festes Konzertgebäude»: Christoph Müller, 46

Die Kaiserin von Kapstadt

Shakespeare auf südafrikanisch: Mike Nicol interpretiert in «Power Play» «Titus Andronicus» als gewalttriefende Komödie

Mit vierzehn Toten, einer Vergewaltigung und sechs abgetrennten Gliedmassen ist «Titus Andronicus», Shakespeares Intrigendrama um die Kaiserkrone Roms, das wohl blutrünstigste Stück des Welttheaters. Genau das Richtige für den südafrikanischen Thriller-Autor Mike Nicol, der passend zum 500. Dichtergeburtstag das Drama adaptiert und zu einem Thriller über Korruption, Bandenkriege und chinesische Einflussnahmen in Kapstadt verarbeitet hat.

«Ach, ich las das Stück eher zufällig, und anfangs nur zum Vergnügen», erzählt Mike Nicol im Gespräch mit der SonntagsZeitung. «Aber dann merkte ich, wie genau es mit seinen Gewaltexzessen und Fraktionskämpfen zur südafrikanischen Wirklichkeit passt. Sogar die römischen Namen fügten sich nahtlos in die ethnische Vielfalt der Cape Flats ein.»

Dort, in den staubverwehten Townships Kapstadts nimmt die Tragödie ihren Anfang. Die Bandenführer Titus Anders und Rings Saturnen haben sich zu Mobstern mit bürgerlicher Fassade hochgearbeitet und bilden mit dem Privatschulabsolventen Baasie Bason ein Triumvirat, das auch den Abalone-Schmuggel kontrolliert. Doch ihr Monopol wird von Titus' ehemaliger Geliebten Tamora bedroht. Geschick treibt die Femme fatale einen Keil zwischen die Männer. Mithilfe der chinesischen Triaden, die in den Abalone-Schmuggel drängen, hofft sie, zur Kaiserin von Kapstadt aufzusteigen.

Wie einst Dürrenmatt schreibt Nicol die Tragödie als Komödie

Denn der Schmuggel mit den vom Aussterben bedrohten, auch Seeohren genannten Wasserschnucken verspricht Traumrenditen. Bis zu 70 Franken pro Exemplar zahlen Japaner und Chinesen für die aphrodisierende Delikatessen. «Mich wundert, dass wir überhaupt noch welche haben», erklärt Nicol. «Fast jede Woche wird ein Schmuggler erwischt, erst kürzlich einer mit 12000 Stück.»

Von all dem weiss die junge Sicherheitsberaterin Krista Bishop nichts, als sie am Flughafen zwei chinesische Manager in Empfang nimmt, die angeblich in den Bergbau investieren wollen. Doch sie

merkt schnell, dass die Chinesen noch andere Ziele verfolgen.

«Das sind die neuen Kolonialisten, die uns ausbluten», beschreibt Nicol die Rolle der chinesischen Investoren. «Mithilfe unserer korrupten Regierung bemächtigen sie sich unserer Bodenschätze und knüpfen dies auch noch an Bedingungen, die unsere Wirtschaft und die natürlichen Ressourcen zerstören. Wie eben den Abalone-Fang.»

Nicols klare Prosa ist noch düsterer geworden

Tatsächlich interessieren sich auch Kristas Chinesen mehr für die schroffe, seehorene Felsküste als für Minenprojekte. Und prompt gerät Krista ins Fadenkreuz rivalisierender Geheimdienste, die versuchen, sie mit Verweis auf die offenen Rechnungen ihres Vaters zu Spitzeldiensten zu zwingen. Der nämlich ist kein anderer als Mace Bishop, der Held von Mike Nicols erster Kapstadt-Trilogie. Er ist vor seinen ehemaligen ANC-Weggefährten auf die Cayman-Inseln geflüchtet. Nun kommt die Tochter dran.

Mit Krista Bishop, die nach Ausbildung und Kriegseinsätzen bei den Special Forces die Firma ihres Vaters übernommen hat, ist Nicol eine facettenreiche neue Serienheldin gelungen, die ihrem Vater in nichts nachsteht. Nicols kritischer Blick auf die südafrikanischen Verhältnisse und seine bestechend klare Prosa sind dabei eher noch düsterer geworden. Mit sarkastischem Humor schildert er die Machtspiele, schreckt auch vor grotesken Sex- und Gewaltexzessen nicht zurück und verwandelt Shakespeares Vorlage in eine bitterschwarze Komödie.

Es ist eine gelungene Interpretation der Tragödie als Komödie, vor fast einem halben Jahrhundert wurde sie bereits von Friedrich Dürrenmatt durchexerziert. Als der 1970 seine Neubearbeitung des «Titus Andronicus» auf die Bühne brachte, hatte er längst erkannt, dass sich angesichts «der Wurstelei unseres Jahrhunderts» die reinigende Kraft der Tragödie erschöpft hat. «Uns kommt nur noch die Komödie bei», lautete sein Fazit, das Mike Nicol nun mit diesem grossartigen, irrwitzigen Roman für das 21. Jahrhundert fortschreibt. Gunter Blank

Die besten Krimis im Juli

	1 (-) Max Annas «Die Mauer» Rowohlt, 224 Seiten 17.90 Franken		6 (-) Denise Mina «Die tote Stunde» Heyne, 448 Seiten 14.90 Franken
	2 (-) Mike Nicol «Power Play» btb, 416 Seiten 14.90 Franken		7 (-) Candice Fox «Hades» Suhrkamp, 346 Seiten 21.90 Franken
	3 (2) Dominique Manotti «Schwarzes Gold» Ariadne, 384 Seiten 28.90 Franken		8 (8) Andrea Fischer «Motel Terminal» Salis, 344 Seiten 36.90 Franken
	4 (1) Simone Buchholz «Blaue Nacht» Suhrkamp, 128 Seiten 21.90 Franken		9 (-) James Grady «Die letzten Tage des Condor» Suhrkamp, 368 Seiten 21.90 Franken
	5 (3) Olen Steinhauer «Der Anruf» Blessing, 272 Seiten 28.90 Franken		10 (-) Ian Rankin «Gesetz des Sterbens» Manhattan, 478 Seiten 22.90 Franken

Eine 19-köpfige Jury bestimmt jeden Monat die Krimi-Bestenliste von «Zeit» und Nordwest Radio. Für die SonntagsZeitung votiert Gunter Blank